

Nr. 218. Bromberg, den 7. Oktober 1928.

Die Liebe des Geigerkönigs.

Roman von J. Schneider-Foerstl.

Er bahnte sich mit beiden Händen einen Weg zur Türe.

Elemer fühlte, wie ihm der Schweiß von der Stirne rann.

Sein ganzer Körper war in ein heißes Naß gebadet. Mit der Linken fuhr er die Schläfe entlang, und merkte, daß er taumelte. Er wußte nicht, wie er den Ausgang gewonnen hatte.

Irgend jemand half ihm in den Mantel und reichte ihm seinen Hut. Mit schwankenden Füßen tastete er sich die Marmorverkleidung bis zur Treppe entlang. Ich falle, dachte er entsetzt, und setzte Fuß um Fuß, Stufe um Stufe.

Von unten herauf sprang Anderson, der sich am Büfett ein Glas Sekt geleistet hatte.

Geistesgegenwärtig faßte er Radanyi fest unter den Armen. „Du bist krank, Elemer!"

„Ja!"

„Steht mein Wagen an der Auffahrt?" rief Anderson einem Bedienten zu, der in der Halle stand.

Der bejahte.

Ein fester Arm half Elemer über das Trittbrett in den Fond.

„Fünfte Avenue?" hörte er den Chauffeur fragen. „Oder Astorhotel?"

„Fünfte Avenue!"

Radanyi saß zusammengekauert in seiner Ecke und bemühte sich vergeblich, den Satz fertig zu denken: Geliebt hat sie einen anderen, der einst ihr Mädchenherz betörte, dann in die weite Welt zog und nichts mehr von sich hören ließ — und nichts mehr von sich hören ließ — und nichts mehr von sich hören ließ.

Er wurde wahnsinnig, wenn er keine anderen Gedanken fand.

„Wie hell die Laternen brennen!" sagte er schluckend — und dann noch einmal — „wie hell die Laternen brennen."

„Das kann gut werden," dachte Anderson und befahl durch das Sprachrohr rascher zu fahren.

Und dann saß Radanyi endlich oben in Haralds Wohnung. „Ist es dir so bequem, mein Lieber?" Er rückte ihm wie einem kranken Kinde die Kissen im Rücken zurecht. „Du trinkst jetzt diesen schwarzen Kaffee und dann ein Glas Sekt und ißt eine Kleinigkeit!"

„Nein — nicht!" wehrte Radanyi. „Ich kann jetzt nicht. — Aber wenn du mir ein frisches Hemd geben wolltest, das meine klatscht vor Nässe"

Anderson ließ es sich nicht nehmen, ihm beim Umkleiden behilflich zu sein. „Grippe", sagte er nebenbei beruhigend. „Ich lasse meinen Hausarzt holen, du legst dich zu Bett und hältst dich ein paar Tage ruhig und die Geschichte ist erledigt."

„Es ist ja nicht die Grippe, Harald!" Radanyi saß auf Andersons breitem Bett mit den lila Seidenbezügen und sah angestrengt nach dem feingeäderten Spitzenmuster der Kissen. So etwas Ähnliches hatte Eve Mi an einem ihrer hellen Kleider gehabt.

„Wie glaubst du, daß ich am raschesten hinüberkomme? — Soll ich kabeln, Harald — sag doch, was ich machen kann, damit ich so bald als möglich zu ihr komme — sonst werde ich glattweg verrückt!"

„Erlaube, Elemer, ich tue selbstverständlich alles für dich — aber ich verstehe absolut nichts von allem, was du sagst."

„Du hast es doch gehört!"

„Was denn?"

„Was der Konsul Hettmann gesagt hat!"

„Natürlich — das von dem Herrenreiter Gellern — so etwas ist schrecklich, aber es kommt vor im Leben!"

„Und jetzt ist sie allein und schwer erkrankt und ich muß hinüber zu ihr. —"

„Zu Gellerns Witwe? — Steht die Frau dir irgendwie nahe?"

„Sie war ja meine Braut —" Radanyi biß die Lippen aufeinander —, „das blonde Mädchen, von dem ich dir gesprochen habe!"

Anderson fand für den Augenblick kein Wort. Er begriff noch nicht. Blitzschnell wiederholte er in Gedanken, was Hettmann erzählt hatte. Es klappte nicht. Die liebte doch einen, der in die weite Welt zog und nichts mehr von sich hören ließ. Das konnte doch nicht stimmen. Da half nur eine Frage. „Kennst du den andern, den sie liebt? — Wer ist es denn?"

„Ich!"

„Du — Elemer?" Harald sprang vom Bettrand auf, wo er bis jetzt neben Radanyi gesessen hatte. „Nun bin ich auch bald am Verrücktwerden. Habe die Güte und erkläre mir: Wenn sie dich liebte, warum hat sie dann den anderen geheiratet."

„Weil ich nicht schrieb!" kam es tonlos.

„Und warum schriebst du nicht?"

„Weil ich sehen wollte, ob sie an mich glaubt und mir Treue hält, auch wenn sie keine Nachricht von mir bekommt!"

„Gerechter Gott!" Anderson zerbröckelte achtlos das Mandelkonfekt, das auf einer Silberschale des Nachttisches aufgeschichtet lag. „Wie konntest du nur so etwas machen! Das kann sich ein Romanschriftsteller erlauben, aber im wirklichen Leben tut man so etwas nicht. Und noch dazu war sie die Braut, nicht irgendein Liebchen, das auch einmal ein paar Wochen warten kann, wenn man gerade nicht Zeit oder Lust hat, mit ihm zu korrespondieren. — Daß es so kommt, das hättest du dir denken können."

„Ja, ich hätte mir's denken können!"

Anderson sah ihn fragend an.

„Karin — eine Zigeunerin zu Hause in der Steppe — hat mir gesagt: die Sterne und die Linien meiner Hand ..."

Harald hob beide Hände und deckte damit die Ohren zu. „Elemer — verschone mich — komm mir nicht mit Sternen und Handlinien. Es ist alles Humbug. — Schwindel!"

„Nein!" Radanyi stand erregt vor ihm und wickelte aus einem unbenutzten Taschentuch ein abgesprungenes Sektglas! „Sieh doch, —" er hielt es ihm dichter vor die Augen, „das sprang an jenem Abend, ehe sie Hochzeit machte. Bei Zubettgehen fand ich's in meiner Tasche und weiß nicht, wie es hineinkam!"

„Du wirst es eingesteckt haben!" sagte Anderson ruhig. „Solche Sachen macht man in Gedanken oft!"

„Es schnitt mir beinahe den ganzen Daumen durch!" Nervös wies Radanyi auf die noch sichtbare Narbe.

Anderson lachte. „Natürlich! Glas schneidet. Das weiß doch jedes Kind. — Jetzt kommt es nur darauf an, was du vorhast . . ."

„Hinüberfahren!"

Anderson nahm dem Freunde, ohne daß es diesem so eigentlich zum Bewußtsein kam, das Glasstück aus den Händen und ließ es hinter der großen Terrakottafigur des Kamins verschwinden.

„Wann willst du fahren, Elemer?"

„Sofort!"

„Heute geht's nicht mehr, mein Lieber. Im allergünstigsten Falle morgen. Kann sein auch übermorgen erst. Hinüberschwimmen kann man nicht."

Radanyi begann ziellos hin- und herzulaufen und stieß dabei eine der zierlichen Alabastervasen, die auf einem Sockel von Ebenholz stand, zu Boden, daß sie in tausend Scherben splitterte. Er wurde leichenblaß. „Siehst du — wie es — anfängt —" sagte er erregt. Er wollte sich bücken, die Splitter aufzulesen, aber Anderson stellte rasch den Fuß darauf.

Elemer, laß es einmal genug sein mit dem Aberglauben. Wenn ich so durch meine Zimmer rennen würde, wie du eben jetzt, ist morgen kein ganzes Stück mehr in der Wohnung. Das muß dir doch einleuchten. Beruhige dich! Das ist das Beste, was du tun kannst. Du bleibst bei mir, schläfst, liest, spielst oder träumst, wie dir's eben behagt. Das andere erledige alles ich. Die Überfahrt, den Paß, überhaupt alles, was mit darum und daran hängt. Spätestens nach zwölf Uhr bin ich wieder da. Ich stelle keine weitere Bedingung, als daß ich dich ruhig und vernünftig finde. — Einverstanden?"

Radanyi reichte ihm beide Hände.

Anderson trat in die nebelfeuchte Nacht, die über der Riesenstadt lag. Er wollte nicht fahren. Er mußte gehen, mußte sich erst zurechtlegen, was er zu Ellen van der Veldt sagte, wenn sie ihn nach Radanyi frug. Mit keinem Worte hatte er ihrer gedacht. Nur das Bild der anderen erfüllte ihn voll und ganz. Er fuhr aufs Geratewohl hinüber und wußte gar nicht, wie sie ihn aufnahm. Das Wiedersehen konnte womöglich eine fürchterliche Enttäuschung werden. Wer brachte ihn da zur Vernunft, wenn sie ihn fallen ließ. Es gab unberechenbare Frauen. Vielleicht wäre es besser, ihm das Ganze auszureden. Er sollte ihr schreiben oder kabeln, ob er kommen dürfe. Dann wußte er doch, wie er daran war. Aber da würde natürlich alles Reden vergeblich sein. Das wußte er nur zu gut.

Wenn nur erst das Gespräch mit Ellen erledigt war. Dann würde er ruhig überlegen und denken können.

In keinem der Gesellschaftszimmer war sie zu finden. Er bekam ein Gefühl des Unbehagens. Wo konnte sie denn noch sein? — In ihren Privaträumen?

Van der Veldt kam aus dem Rauchsalon und hielt ihn am Ärmel fest. „Mach ein Spielchen mit uns, Harald. Es ist gemütlich drinnen. Nicht einmal Blaeckerfield streitet. — Die Ellen suchst du? — Ich habe sie vorhin nach ihren Zimmern gehen sehen. Sie hat ein bißchen Kopfschmerz, nimmt ein Pulverchen und kommt dann wieder."

„Glaubst du, Onkel, daß ich zu ihr gehen darf?"

„Ja, warum nicht? — Du bist doch kein Fremder. — Und ein Liebespaar seid ihr auch nicht. Da kannst du es also ruhig machen!"

Pier van der Veldt schob seinen korpulenten Leib wieder durch die Türe des Rauchsalons, man hörte Lachen und ein Dutzend Männerstimmen, die durcheinander sprachen. Die Luft war blau von Rauch. Die beiden Ventilatoren standen offen, aber es war noch zu wenig. Sachte drehte der Hausherr den Schlüssel, um jeden unberufenen Blick fern zu halten. Die Bürger der freien Republik huldigten dem verpönten Gotte Alkohol.

Ellen van der Veldt sprang von ihrem Bette auf, als Anderson bei ihr eintrat, aber er hatte trotzdem gesehen, wie sie etwas rasch hinter ihr Kissen gesteckt hatte. Sie war völlig angekleidet und strich hastend eine Haarwelle aus der Stirne.

„Was — willst du, Harald?"

„Nichts —" sagte er gleichmütig. „Dein Vater setzte mich in Kenntnis, du habest Kopfschmerz und wolltest ein Migränepulver nehmen. — Hast du das schon getan?"

„Nein —" brachte sie langsam hervor. — „Ich wollte es eben. — Es hat keine Eile!"

Sie gab sich unbefangen, aber seinen forschenden Augen wich sie konsequent aus.

„Hast du Wasser?" frug er nebenbei.

Sie nickte und zeigte auf das Glas, das auf dem Mahagonitischchen in einer Ecke stand.

„Gib mir das Pulver! — Ich mische dir's darein!" Er griff nach dem Glas und hielt die Fläche der freien Hand entgegen.

Sie begann zu zittern und rückte immer weiter gegen das Bett zurück. Ihre Hände tasteten unter das Kissen. Dabei wurde ihr Körper wie im Frost hin und her geschüttelt.

Anderson gab sich den Anschein, als sähe er nichts.

„Bitte!" sagte er und hielt noch immer die Handfläche entgegengestreckt.

Sie legte mit starr geweiteten Augen eine weiße, rundliche Kapsel darein.

„Aspirin?" meinte er leichthin.

Sie nickte und griff mit den Händen nach der Seidenbespannung des Messingbettes.

Anderson warf es ohne Zögern in das Glas und begann mit dem Silberlöffel zu verrühren.

„Trink, Kind!" sagte er ohne jede Erregung in der Stimme.

Sie streckte die Hand darnach aus. Er schob sie beiseite und blickte ihr in die fiebernd glänzenden Augen.

„Mir könnte auch ein Trunk davon nicht schaden." Damit setzte er das Glas rasch an die Lippen.

„Harald!"

Mit einem Schrei umklammerte sie seine Hand und riß ihm das Glas vom Munde.

Die Flüssigkeit rann über ihr helles Gesellschaftskleid. Sie glitt an ihm nieder und drückte ihr Gesicht gegen seine Knie.

„Hast du getrunken, Harald? — Hast du getrunken?"

„Ja!" bekräftigte er fest.

Ihre Hände lösten sich von ihm, hoben sich mit einem gurgelnden Laut, dann sank sie schwer gegen den goldfarbenen Teppich.

Er hob sie vorsichtig in die Arme und sah in ihr leichenblasses, noch schreckerstarrtes Gesicht, in dem sich keine Muskel bewegte. Da war er also zur rechten Zeit gekommen. Er hatte genau gesehen, was die Kapsel war. Gift! Woher hatte sie es? Aber das war schließlich Nebensache.

Behutsam legte er den Körper Ellens auf das Bett. Er drückte auf die Klingel daneben und sagte dem erstaunt eintretenden Mädchen, das gnädige Fräulein sei unwohl geworden. Er hätte es hierher gebracht. Sie möchte nicht von der jungen Herrin gehen, bis diese wieder vollständig bei Bewußtsein sei.

Er warf noch einen Blick nach Ellen. Sie hatte die Augen geschlossen und lag reglos. Diese Ohnmacht war vielleicht das beste, was es für sie gab.

Ein Windstoß fegte durch die Straßen, als er wieder ins Freie trat. Mit dem Taschentuch rieb er sich die Lippen blutig. Das Zeug hatte scheußlich geschmeckt, obwohl er kaum den Mund davon naß bekommen hatte. Das hätte für mehr als einen gereicht. — So also liebte sie Elemer Radanyi. — Da blieb allerdings für ihn selbst nichts mehr übrig. — Lohnte es sich überhaupt noch zu leben? — Das hatte er nie geglaubt, daß man aus Liebe sterben könnte. Ellen war im Begriffe gewesen, es zu tun. Er war keinen Augenblick im Zweifel, daß sie das Glas bis zum letzten Tropfen getrunken hätte.

Wie häßlich, jemand zu beneiden. Aber alles dagegenstemmen half nichts. Er beneidete Radanyi um Ellens Liebe. — Um eine solche Liebe. — Und Elemer wußte nichts damit anzufangen. — Keiner seiner Gedanken gehörte ihr. Alle liefen sie wie ein einziger Faden über das Wasser, zu dem blonden Mädchen, das jetzt Witwe war. — Arme Ellen! — Er wußte ja auch, wie Liebe tat, die nicht erwidert wurde. — Das mußte alles ertragen und überwunden werden. — Aber es war bitter. Noch bitterer als der Trank in Ellens Zimmer. — Warum hatte er nicht einen tüchtigen Schluck genommen? — So jämmerlich feige war man, wenn's darauf ankam. — So jämmerlich feige. — Ellen war entschieden die Stärkere.

(Fortsetzung folgt.)

Altweibersommer.

Das Laub erschaudert leis in sommersüßer Wonne
Vom Harfenspiel des Windes in den Zweigen.
Ein goldner Tag; noch einmal scheint die Sonne,
Und tausend Mücken tanzen ihren Reigen.

Doch komm, ich will dir noch ein Plätzchen zeigen
Verborgen wartet eine Bank zum Ruh'n
Am Weiher dort, wo sich die Weiden neigen,
Und wo Libellen ihren Tag vertun.

Du sagst kein Wort. Es ist ein köstlich Säumen
Wie ich mit einem Blatt die Zeit zerspiele.
Und ich bin stumm, als ich in meinen Träumen
Altweiberfäden auf den Lippen fühle . . .

Vom Glück verweht auf meinen Mund sie sanken.
So bitter schmeckt's; doch will ich's dir nicht sagen.
Die Stunde steht. Uns haben die Gedanken.
Es hat ein jeder seinen Herbst zu tragen.

Gerhard Fließ.

Der Verbrecherkeller.

Skizze von Börries, Frhn. v. Münchhausen.

Es war einmal ein junger Dichter, der schrieb an einer Novelle, an die er seine ganze Kraft setzte. Tag und Nacht sann er darüber nach, wie er ihr wohl immer noch mehr Glanz und Feuer der Gedanken, immer noch mehr Süßigkeit und Tiefe der Stimmung, immer noch mehr ungeheuerlichste Wirklichkeit geben könnte. Und es schien ihm, als ob die Erzählung täglich besser und vollkommener würde.

Nur war da ein Vorgang, dessen Darstellung ihm trotz aller Mühe nicht gelingen wollte. Er hatte sich nämlich als Helden einen Arbeiter gedichtet, der in schlechte Gesellschaft gerät und von dieser ganz unmerklich zum Verbrecher gemacht wird. Der Anfang sollte in einem sogenannten Bouillonkeller im Norden Berlins spielen, aber nicht in einem der biederen Lokale, in denen die Droschkenchauffeure mittags ihr gutes und reichliches Mahl zu sich nehmen, sondern in einem Verbrecherkeller.

Nun traf es sich gut, daß der Dichter gleichzeitig Student in Berlin war und er einen guten Freund bei der Presse hatte, der ihm ein solches ganz übles Lokal nennen konnte. „Aber vergiß nicht deinen Studentenausweis mit dir zu nehmen“, hatte sein Freund geraten, „denn die Gefahr, einmal ausgehoben und auf die Polizeiwache mitgenommen zu werden, ist gerade dort fast täglich nahe.“

So steckte der Dichter also seine Karte mit dem feierlichen „Stud. jur. et cam.“ in die Tasche und ging weit hinaus in die Chausseestraße, wo das trübselige Gasthaus lag. Ganz wohl war ihm freilich bei seinem Ausflug in diese Wirklichkeit nicht, — aus vielen Gründen nicht. Nämlich gerade morgen sollte er sein Referendar-Examen ablegen. Und wenn er auch ziemlich fleißig gewesen war in den Jahren, (vor allem in den Monaten!), vorher, so kann doch in einer solchen Prüfung gar zu leicht einmal ein Gebiet zur Sprache kommen, auf dem man weniger beschlagen ist, als die alten Herren auf der anderen Seite des grünen Tisches gern möchten. Aber da er unmittelbar nach seiner Prüfung heim reisen und Berlin für immer verlassen mußte, so kam für den Besuch in der Chausseestraße eben gar kein anderer Tag in Betracht als dieser letzte Abend.

So zog der Student also seinen schlechtesten Sportanzug an, mit dem er im vorigen Jahre wochenlang in Kühtai im Ötztal Schi gelaufen war, ließ Kragen und Schlips in seiner Kammer liegen und schlenderte hinaus auf das Feld seiner „eigentlichen“ Tätigkeit. Denn er dachte gar nicht daran, die Rechtswissenschaft dafür anzusehen und war wie alle jungen Dichter der Meinung, daß seine Schriftstellerei viel wichtiger wäre als alle Herrlichkeit eines Amtsrichterdaseins. —

In dem Verbrecherkeller traf er es insofern günstig, als alle Insassen in einer gewissen Aufregung waren und es infolgedessen gar nicht auffiel, daß er sich an einem der bierklebrigen Holztische mitten unter anderem kragenlosen und unrasierten Volk niederließ. Aber ungünstig war, daß er gar nicht dazu kam, seine sorgfältig ausgearbeiteten Fragen zu stellen. Denn alles hörte einem Manne zu, der offenbar zur weit verbreiteten Familie Lumpenpack gehörte und der erzählte, wie sein heutiger Prozeß verlaufen wäre.

Er war wegen eines ganz merkwürdigen Falles vor Gericht gekommen. Als er nämlich eines Tages mit seinem Freunde am Landwehrkanal entlang ging, sahen seine scharfen Augen auf der anderen Seite des Wassers ein offenbar verlorenes Paket liegen. Da hatte der Begleiter, dem er das Paket gezeigt hatte, seinen Hund, einen vorzüglichen Apportierhund, hinüber geschickt, das Tier schwamm auch wirklich durchs Wasser und packte auf den Zuruf seines Herrn eben das Paket mit den Zähnen, als auf jener Seite des Kanals ein anderer Mann ebenfalls mit einem Hund gegangen kam. Die beiden Köter bissen sich kurz und heftig um das Paket, aber schließlich blieb der letztgekommene Hund Sieger und trug den Fund zu **seinem** Herrn. Das Paket enthielt einen dicken Packen Wertpapiere, und die drei Männer stritten nun darum, wem der hohe Finderlohn gebührte.

Jeder der Drei hatte einen Anwalt genommen, und der Prozeß war es, von dem der Mann in dem Verbrecherkeller mit all seiner natürlichen Klugheit und all seiner im jahrelangen Verkehr mit den Gerichten erworbenen Erfahrung erzählte.

Er glaubte bestimmt, das beste Anrecht zu haben, da er ja den Fund zuerst bemerkt hatte. Aber der Anwalt seines Begleiters wendete ein, daß sein Mandant als erster den Willen zum Aufheben geäußert und das Paket auch als erster berührt habe, nämlich durch das Gebiß seines Hundes. Voller Wut schalten beide auf den dritten, der nur lächelnd sagte: „Ich bin der glückliche Besitzer gewesen, habe das Bündelchen an mich genommen und richtig abgeliefert, auch den Finderlohn bekommen und für meine große Familie verbraucht. Ihr aber hättet es wohl sicher für euch behalten — mindestens beweist mir, daß ihr **mehr** Recht habt als ich.“

Die drei Anwälte und die Richter hatten alle ihren großen Tag, denn dieser Fall war so gut wie unentscheidbar. Jeder brachte vor, was er nur in seiner Rüstkammer an juristischer Weisheit besaß, und alle die klugen Männer stritten den ganzen Morgen über den Fall. Unglaublich viel hörte der Student über Fund und Funddiebstahl, — aber seine Novelle kam leider zu kurz dabei.

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen, einige Schutzleute sprangen in den tabakdurchwölkten Raum, zogen die Pistolen und riefen laut, aber nicht unfreundlich: „Jeder bezahlt sein Bier, und alles kommt mit zur Wache!“ Auf der Kellertreppe sah man andere, und draußen hielt schon der berüchtigte grüne Wagen für die Häftlinge.

Dem Studenten schoß eine heiße Angst in die Backen zitternd bezahlte er und mit schlotternden Knien ging er im Gedränge der anderen die Treppe hinauf. Der Wagen fuhr zur Wache, dort wurden alle auf die Schulbänke eines öden Zimmers gesetzt, vor dem wie ein Lehrer der Polizeihauptmann an seinem Tische saß und sie einzeln heran treten ließ.

Wie merkwürdig! Gleich einer der ersten war auch ein Student. Legte freimütig seinen Ausweis vor und durfte gehen. „Soso . . .“, sagte der untersuchende Beamte, sah ihn kurz und scharf an, aber es kam ja wohl vor, daß junge Leute aus guten Häusern in Abenteuerlust solche Lokale aufsuchten. Unserm Dichter erschien es als ein schlechtes Zeichen seiner Menschenkenntnis, daß er den Kommilitonen nicht erkannt hatte.

Ja, und nun kam er daran . . . griff in die Tasche . . . hastig in die zweite, dritte, fünfte Tasche! **Sein Ausweis war fort**, im Gedränge des Aufbruchs von jenem Schuft gestohlen! — Das Herz stockte ihm, es war weit nach Mitternacht, in wenigen Stunden sollte sein Examen beginnen. Wenn er sich nicht ausweisen konnte, mußte er unweigerlich einige Tage hier in Gewahrsam bleiben.

Fast weinend erzählte er dem Polizeibeamten, was ihm geschehen war, bat, bettelte, flehte, ihn gehen zu lassen. Erzählte von seiner Novelle, erzählte überstürzt von der Prüfung, die pünktlich um 9 Uhr beginnen würde . . .

Der Beamte sah ihn lange ruhig an. „Zeigen Sie mal Ihre Hände her!“ Flüchtig strich er über die glatten und schwielenlosen Innenflächen: „Sie können gehen.“

Der junge Dichter flog die Straße entlang wie gehetzt. Überselig, aber noch bebend vor Schreck.

Ja, und nun das Seltsame: Am nächsten Morgen erzählte sein prüfender Professor ganz genau die Geschichte von dem verlorenen Paket, den drei Findern und den beiden Hunden, so wie sie einer der berühmtesten Rechtslehrer in seinen „Zivilrechtsfällen“ dargestellt hat, und fragte unseren Studenten, was er dazu meine. Der Professor war ganz bestürzt über die Fülle von Kenntnissen, die ihm entgegensprudelten, — nein, dieser junge Mann hatte offenbar **überaus** fleißig gearbeitet, wenn er über den wunderlichen Fall ohne zu stocken eine solche Unmenge von spitzfindigsten juristischen Weisheiten förmlich aufzusagen wußte!

Der junge Dichter bestand sein Referendar-Examen mit einer glatten Eins.

Seine Novelle erhielt den ersten Preis bei einem großen Ausschreiben und wurde die erste Sprosse in einer langen und glücklichen Laufbahn als Schriftsteller.

So hatte er in dem Verbrecherkeller doppeltes Glück gefunden, obgleich er seinen Ausweis verloren und beinahe seinen Prüfungstag verfehlt hatte. — Glück!

Sterben.

Skizze von Walter Hammer-Webs.

Die Kinder saßen im Nebenzimmer, und die Tür stand einen Spalt breit offen.

Der Arzt saß neben Großmutters letztem Lager. Die Pflegeschwester bewegte sich mit ruhiger Gelassenheit im Zimmer. Sie gab nicht eine Viertelstunde Ruhe. Es war erstaunlich, wie viel da zu ordnen war um eine stille Frau her, die vom Leben nun nichts mehr wollte.

In die Mitte der Stube hatten sie das Bett gerückt. Ganz flach lag die alte Frau in den weißen Kissen, ganz klein das Gesicht, die Augen geschlossen, die Hände unter der dünnen Decke. Sie schlief. Nahrung wies sie stumm von sich, schnell und hart gab der Puls an, daß noch Leben sich gegen den Tod behauptete. Der lächelte: Ich kann warten. Dann zog er sich noch für ein paar Minuten zurück.

Durch die zusammengezogenen Vorhänge strömte die Sommerluft ins Sterbegemach. Ach, überschwenglich schön.

Sie traf die alte Frau, stärkte sie noch einmal, machte sie trunken wie starker Wein. Und das Gehirn wurde davon wach, es kreiselte wie ein welkes Blatt im Winde. Sie litt nicht. Sie war ja nicht krank, bewahre; es ist ja nur Altersschwäche, also keine Krankheit; nur: man stirbt daran.

Immer hatte sie sich vor dem Sterben gefürchtet; vor dem Totsein nicht. Sie stellte sich vor, man packte sie noch lebend in den Sarg, und wie in der engen Sargumklammerung das Erwachen sein werde. Wenn man schreien will und vor Grauen nicht kann und die Hände in die weiche, abgeatmete Luft fassen. Man stemmt sich und sinkt wieder zusammen, Bretter um sich, Erde über sich, ganz zugedeckt mit Erde, nur ein Brett dazwischen, sonst fiele die Erde in den Mund, verklebte die Augen. Und die Atemnot und Gewissenspein . . .

Sie schlummerte; fern von solchen Vorstellungen kräftigerer Tage. Sie hatte sogar Besuch, mitten in der leeren Stube. Eine Jugendfreundin, die seit vierzig Jahren da unten schlummerte. Unbewegten Antlitzes lächelte die Greisin, tief innerlich, und eine kleine violette Ader an ihrer Schläfe klopfte. Riekchen hatte den Hals, die Schultern frei, nach kindlicher Mode trug sie ein Mullfichu und den Scheitel glatt und das Haar — wie ein geflochtenes Blumenkörbchen — hoch oben auf dem Hinterkopf.

Dumm und gutmütig, die Rieke; war in der kleinen Stadt geblieben, in den kleinen Verhältnissen, wo ringsum die Kornfelder wogten, gelb und rostfarbig, auf und nieder, auf und . . .

Es ist, als ob sie mit den Schultern tiefer sänke, ganz, ganz tief; und vor ihren Augen entstehen Feuerkreise, erst kleinere, dann größere. Himmlischer Vater: Woher kommen die lichten Kreise, die sich wie im Sphärentanze ineinander drehen? Irgendetwas legt sich hart und schwer auf sie. Nein; und wenn es sie zerdrückte, ihr die müden, morschen Knochen bräche, nein, nein: sie bereut nicht! Ohne ihre ungesühnte Schuld, ohne das süße Opfer, ohne das heiße Begehren, das heldenstarke Umfangen . . . Dagegen ist alles, was das Leben sonst gebracht hat, nichts.

Die Feuerkreise werden gigantisch; und rauchend rote Lohe schlägt empor . . . Von der nahen Jakobikirche fällt plötzlich das volle Geläut ein; es ist Sonnabend, sechs Uhr. Sie läuten den Sonntag ein.

Aber für die Greisin sind die ehernen Klänge zu stark. Sie sinkt, sinkt . . . Die rote Lohe blaßt ab.

Dann Stille . . .

Welkes Blatt.

Von Johannes Schlaf.

Wenn's zu herbsten anfängt und die Tage kühl werden, in der Nacht wohl auch einmal schon ein erster Reif gefallen ist, nimmt jedes Laubgrün solch einen stumpfen, bläulichen Glanz an; du kannst ihn an den am Bach hingereihten Weiden sehen und an den Baumreihen der Landstraßen und Feldwege. Es mag an der Beleuchtung liegen, die der kleiner gewordene Tageswinkel der Sonne gibt, aber auch daran, daß das Laub angefangen hat, sklerotisch zu werden. Hervorbrechender Sonnenglast kann diesen Schimmer zwar beleben, doch macht es selbst dann, da das Laub sich noch nicht verfärbt hat, sondern sich noch eintöniges Grün bietet, einen unangenehm-kränklichen Eindruck.

Aber wieviel und wie Tiefes offenbart ein erst bunt gewordenes, ganz verwelktes Blatt!

Es liegt wohl schon dieses und jenes Blatt seit langem auf den Wegen. Die ununterbrochene Sonnenglut, die eine Zeitlang herrschte, hat es völlig ausgedörrt.

Plötzlich hat mein Auge, wie ich den Parkweg hinschreite, ohne daß ich besonders darauf geachtet hätte, den Eindruck von etwas sehr Feinem, sehr Vergeistigtem eines köstlich abgetönten Farbenbeieinanders getroffen. Ich bücke mich und hebe aus dem Staube des Weges ein größeres Ahornblatt auf.

Der gänzlich ausgelaugte, morsch-vertrocknete Stiel, der aber noch eine gewisse spröde Zähigkeit hat, ist in einem Winkel geknickt, den ich in seinem Verhältnis zur Form des Blattes schön finden muß. Die Ränder sind sehr lädiert; das Blatt hat Risse, Brüche, Löcher, die aber zusammen ein Muster machen, das man kunstvoll nennen darf. Es nimmt sich aus wie dünne, auf ein feines Geripp gespannte, sehr mürbe, sehr, sehr alte geborstene Seide. Der Stengel verlängert sich die Blattfläche hinauf zu einer sich nach der mittleren äußersten Spitze hin verjüngenden chamoisgelben Rippe; seitlich von ihr noch je zwei andere. Der größere Teil der Fläche steht in einem ganz bleichen, stumpfen, wolkigen Rot, das einen Stich ins Lachsfarbene hat, hier und da ein gelbes Fleckchen drin. Diese Tönung zieht sich gegen die äußeren Blattspitzen hin mit einer batikähnlichen Musterung in ein sehr blasses, stumpfes Moosgrün hinein.

Hält man es etwas gegen das Licht: welch ein Wunder klarer Vergeistigung! Wie schön offenbart sich das Gesetz seiner Struktur, dessen, was du seinen Charakter, seine tiefere Seele nennen darfst!



* **Mit dem Sonnenschirm gegen einen Panther.** Zu William Gordon, einem im Dienste der englischen Zivilverwaltung stehenden Beamten, der in Bengalen ziemlich einsam auf dem Lande lebt, kamen kürzlich eines Morgens einige Eingeborene mit allen Zeichen des Schreckens. Ein Panther, und zwar ein sogenannter Menschenfresser, hatte einen der Bauern gefaßt und mitten aus dem Dorfe heraus in die Dschungel geschleppt. Die Bevölkerung war ratlos und bat den Weißen um Hilfe. Gordon erklärte sich auch sofort bereit. Da er keine Büchse im Hause hatte, nahm er seinen Revolver und folgte, begleitet von seiner Gattin, den Indern. An der Stätte des Dramas angekommen, fanden sie eine nach Hunderten zählende Menge, die mit Pfeil und Bogen, Schwertern und Spießen schwer bewaffnet, aber trotz dieser furchterregenden Ausrüstung nicht zu bewegen war, den Panther anzugreifen. Gordon folgte der Spur in die Dschungel. Plötzlich ertönte ein lautes Fauchen, und das Raubtier sprang den Engländer an, der gerade noch Zeit hatte, zwei Schüsse aus seinem Revolver abzugeben. Als Frau Gordon, die ihrem Manne gefolgt war, diesen in Lebensgefahr sah, stürzte sie ohne Besinnen, laut schreiend mit dem Sonnenschirm — ihrer einzigen „Waffe“ — auf den Panther los. Durch den Schrei oder den Anblick des grellbunten Schirms erschreckt, ließ die große Katze von ihrem Opfer ab und verschwand wieder in der Dschungel. Obwohl Gordon durch einen Prankenhieb ziemlich schwer am Arm verletzt war, gab er die Verfolgung nicht auf. Man hatte inzwischen aus einem benachbarten Dorfe zwei Gewehre herbei gebracht. Mit ihnen drangen die beiden von neuem in das Dickicht vor, aus dem auch alsbald der Panther wieder einen Angriff unternahm. Gordons Schuß ging fehl, er schlug daher mit dem Kolben auf seinen Gegner ein. Da zerbrach das Gewehr, der Engländer hielt nur noch den Lauf in der Hand. Durch die Wucht des Hiebes waren beide zu Boden gestürzt. Doch erhob sich Gordon rasch wieder und konnte nun durch einige wohlgezielte Revolverschüsse dem noch betäubten Panther den Rest geben.

*

* **Neue Entdeckungen in Palästina.** Eine englische archäologische Expedition, die sich die Ausgrabung bisher unbekannter Orte in Palästina, insbesondere der alten Stadt Hazor zur Aufgabe gestellt hat, kann gleich zu Beginn ihrer Arbeiten einen bemerkenswerten Erfolg aufweisen. Es gelang, die Stadtmauern des uralten Haf, der Königsstadt der Kanaaniter, freizulegen. Bei Haf richtete Josua nach seinem Siege bei Jericho das große Blutbad unter den Kanaanitern an. — Die Stadt stammt aus der frühen Bronzezeit, wurde aber gegen Ausgang dieses Zeitalters vollkommen zerstört. Man erwartet von den weiteren Arbeiten gerade an dieser Stelle besonders wertvolle Ergebnisse.

Lustige Rundschau

* **Ökonomie.** „Mutti, wasch' mir das Gesicht!“ — „Warum wäschst du es denn nicht selber?“ — „Dann mache ich ja meine Hände auch naß, und die brauchen noch nicht gewaschen zu werden, die sind noch sauber.“

*

* **Das ist Kunst.** Bevor Devrient abends eben mal ein bißchen Theater spielte, ging er immer wieder in den feuchten Keller zu Lutter & Wegner. Seine Glanzrolle war Franz Moor in den „Räubern“. In der 87. Vorstellung indessen glitt er nach Verlesung des Briefes bei den Worten „Ist Euch wohl, Vater?“ auf den hölzernen Teppich. Er war nämlich zu früh in den feucht-fröhlichen Keller gegangen. Aber er hatte doch die Geistesgegenwart, sich sofort wieder vom Boden zu erheben und folgende Worte ins Parkett zu improvisieren: „Nicht wahr, Vater, das ist eine Nachricht, die selbst einen Bruder in die Knie werfen kann!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg